

Der Zölibat – Schatz der Kirche

Andreas Wollbold

1. Ohne den Zölibat wäre Europa heute eine Bananenrepublik

Europa müsste der katholischen Kirche auf Knien dankbar sein. Vor 1000 Jahren nämlich sah es ganz und gar nicht so aus, als würde Europa der führende Kontinent werden. Armut, Bandenkriege, Analphabetismus und politische Zersplitterung prägten es. Die arabischen Länder waren ihm kulturell weit überlegen, und in der Ferne strahlte China als das „Reich der Mitte“. Nur einen Schatz hatte Europa, den niemand in der Welt auch nur nachahmen konnte: den Zölibat. Diese Ehelosigkeit der Priester aber schärfte Papst Gregor VII. im 11. Jahrhundert neu ein. Damit brachte er nicht nur die Kirche zu einer neuen Blüte. Er beschenkte auch Europa mit etwas Entscheidendem: Er setzte die Herrschaft des Gesetzes über die Bande des Blutes. Das erst brachte Europa den Aufstieg über Jahrhunderte hinweg. Francis Fukuyama, einer der bedeutendsten amerikanischen Politikwissenschaftler, hat diesen Zusammenhang zwischen Zölibat und Rechtsstaat überzeugend nachgewiesen.¹ Für Papst Gregor VII. war der Zölibat die entscheidende Waffe gegen die ewige Krankheit des Menschen: dass Herrscher die eigenen Kinder besser behandeln als die fremden, also den Patrimonialismus. Darin werden die Bande des Blutes wichtiger als die

¹ Francis Fukuyama, *The Origins of Political Order. From Prehuman Times to the French Revolution*, New York 2011, bes. 229–275. Zur Zölibatsfrage in der Gregorianischen Reform vgl. auch Anne Llewellyn Barstow, *Married priests and the reforming papacy. The eleventh-century debates* (Texts and studies in religion 12), New York 1982, worin insbesondere die heftigen theologischen Kontroversen um diese Frage dokumentiert sind; zu den Rechtstexten der Zeit vgl. Martin Boelens, *Die Klerikerehe in der Gesetzgebung der Kirche unter besonderer Berücksichtigung der Strafe. Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung von den Anfängen der Kirche bis zum Jahre 1139*, Paderborn 1968; Alfonso M. Stickler, *Révolution de la discipline du célibat dans l'Eglise en Occident de la fin de l'âge patristique au Concile de Trente*, in: Joseph Coppens (Hg.), *Sacerdoce et célibat. Etudes historiques et théologiques*, Gembloux-Louvain 1971, 373–442. Dieser Beitrag geht auf einen mündlichen Vortrag vor Nicht-Theologen zurück. Im Sinn des Jubilars, der für die prägnante Rede bekannt ist, soll der Text die klare, einfache Aussage eines Vortrags beibehalten.

Bindungen des Gesetzes. Dann hat man vor allem das im Blick, was man den eigenen Kindern vererben kann: Wohlstand, Häuser, Geld und Macht. Dann dienen Ämter vor allem der Bereicherung der eigenen Familie. Korruption, Unfähigkeit von Beamten, mangelnder Blick für das Gemeinwohl und ständige Beugung des Rechtes sind die Folgen.

Die katholische Kirche dagegen hat schon vor 1000 Jahren den werden Staaten Europas vor Augen geführt: Es geht auch anders. Der Zölibat wurde sozusagen zum Anschauungsunterricht Europas. Es hätte nie die Orientierung an unveräußerlichen Prinzipien ausgebildet. Es wäre ohne die Vorstellung der Herrschaft des Rechtes und der Rechenschaft jeder Regierung eine Art von Theokratie nach Art des Irans oder ein Kontinent totalitärer Regime wie des Nazismus oder des Kommunismus geworden. Auf ihm gäbe es auch Arm und Reich, aber keinen Sozialstaat. Und schließlich hätte Europa keine Kraft zur Reform mehr. Vielleicht ist es übrigens kein Zufall, dass die westliche Welt mit den genannten vier Punkten alleamt heute große Probleme hat – und zugleich so wenig Verständnis für den Zölibat aufbringt.

All das ist noch eine rein weltliche Perspektive. Selbst ein Atheist könnte sie unterschreiben und müsste folglich ein glühender Verfechter des Zölibates sein. Dennoch ist eine solche Außenperspektive hilfreich. Sie zeigt, wie gedankenverloren, wie fixiert, wie kurzatmig die Kritik am Zölibat werden kann. Ja mehr noch, sie zeigt ein verhängnisvolles Missverständnis auf, so als ob die Abschaffung des Zölibates Probleme lösen könnte. Das Gegenteil ist der Fall: Wenn die katholische Kirche den Zölibat nicht mehr hochhält, wird sie einen Rückschlag erleben, von dem sie sich nicht mehr erholen kann. Oder positiv ausgedrückt: Der Zölibat ist einer der größten Schätze der katholischen Kirche. Wenn man darum die vier Lektionen für Europa auf die Kirche zurückbezieht, sind sie mit vier Stichworten zu umschreiben: Prinzipienfestigkeit, keine verweltlichte Kirche, Ja zu Himmelsstürmern und das kalkulierte Risiko mit den Priestern.

1) Das Prinzip Zölibat geht auf Christus und die Apostel zurück – wer ihn über Bord wirft, spricht ihnen selbst das Misstrauensvotum aus. Der Zölibat ist zwar nicht Teil des Weihesakramentes selbst, aber doch so eng mit ihm verbunden, dass jede Zurückweisung von ihm fast zwangsläufig auch das Priesterbild verkürzt.

2) Der Zölibat hat entscheidend dazu beigetragen, dass die Kirche sich und ihre Lehre bis heute nicht verweltlicht hat. Die Kirche ist die *una sancta*, die eine heilige Kirche, und nicht *una sicut omnia*, eine wie alles andere, und darum ist in ihr auch nicht alles einerlei. Dafür bildet der Zölibat den Immunverstärker des Glaubens – wenn eine kirchliche Gemeinschaft auf ihn verzichtet, wird sie ständig schwächeln.

3) Christen sind Himmelsstürmer und keine Bodenkriecher. Der Zölibat ist – zusammen mit den Orden – das größte geistliche Abenteuer der Kir-

che. Allen Gläubigen sagt die Ehelosigkeit des Priesters um des Himmelsreiches willen: „Auch euer Ziel ist der Himmel und nicht bloß ein schönes Leben auf Erden.“ Wem das zu gefährlich ist, der ist wie der Verwalter im Gleichnis, der das eine Talent aus Angst vergraben hat (vgl. Mt 25,25).

4) Der Zölibat ist der zeitlose Prophet der Kirche: Über alles kann man sich betrügen, aber nicht darüber, wie viele Priesterberufungen es gibt und wie treu, gläubig und heilig die Priester leben. Zugegeben, sich von der Heiligkeit abhängig zu machen, ist riskant. Darum hat, wer diesen Propheten in den Ruhestand schickt, sicher ein großes Interesse daran, den wahren Zustand der Kirche zu vertuschen und zu verschleiern.

Summa summarum ist der Zölibat kein Problem, wohl aber eine Aufgabe. Er fordert eine beständige geistliche und menschliche Arbeit an sich selbst, klare Prinzipien und ein liebendes Herz. Daran fehlt es am meisten. Gehen wir darum die vier Lektionen des Zölibates einzeln durch.

2. Prinzipienfestigkeit: Der Ursprung des Zölibates bei Christus und den Aposteln

Selbst Verfechter des Zölibates sagen gerne: Er ist bloß ein menschliches Gesetz und kann darum auch abgeschafft werden.² Das kann man so nicht sagen, denn der Zölibat geht in seinem Kern auf Christus und die Apostel zurück. „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15), das war das Herz der Verkündigung Jesu. Darum ist das Christentum keine Religion, die dem Menschen nur hilft, sich besser in der Welt einzurichten. „Damit das Leben gelingt“, diese Formel passt vielleicht zu den unzähligen Ratgebern in Buchhandlungen und Internetseiten, aber sicher nicht zum Christentum. Das Christentum sprengt die Grenzen dieser Welt auf und öffnet sie zum Himmel. Das sieht man an der Ehe ebenso wie an der Ehelosigkeit um des Himmelreiches wil-

² Die innerkatholische Diskussion ging weithin von der Apostolizität des Zölibates aus, führte es jedoch nicht auf eine keine Ausnahme duldende Anordnung des Herrn zurück, sondern auf die apostolische Überlieferung, die Praxis und Weisung Christi konkretisierte und ausgestaltete. Dabei stellte sich insbesondere die Frage, die auf dem Konzil von Trient von den Theologen nicht einhellig beantwortet wurde, ob das Zölibatsversprechen bei der Weihe ein „votum solemne“ oder ein „votum simplex“ darstellt; nur bei Ersterem wäre auch dem Papst keinerlei Möglichkeit zu einer Dispens gegeben. Dann wäre allerdings auch die Akzeptanz der Priesterehe bei den unierten Ostkirchen um des größeren Gutes der Kircheneinheit willen nicht denkbar.

len.³ Bei beidem macht der Herr es den Menschen scheinbar unerträglich schwer. Die Ehescheidung, die scheinbar so human von Moses erlaubt wurde – „wegen eurer Hartherzigkeit“, stellt Jesus klar (vgl. Mt 19,8) –, wird wieder verboten. Und warum? Weil es im Anfang nicht so war! Damit sagt Jesus: Das Hier und Jetzt ist Verfall. Wer diese Welt, so wie sie ist, zum Maßstab nimmt, wählt nur die Hartherzigkeit und damit den Untergang. Doch mit Hilfe der Gnade Gottes kann dieser Verfall aufgehalten werden. Die Menschen können und sollen in der Ehe wieder so leben, wie Gott es von ihnen verlangt und nicht wie ihr hartes Herz es ihnen diktiert. Bezeichnend ist die Reaktion der Jünger: „Das ist hart. Wer soll dann noch heiraten?“ (Mt 19,10).

Im gleichen Zusammenhang spricht Christus auch von der Ehelosigkeit: „Manche [...] haben sich selbst unfähig zur Ehe gemacht – um des Himmelreiches willen“ (Mt 19,12). Das Himmelreich – ja, jetzt fängt etwas an, das ist sogar noch größer als der Anfang im Paradies: Es ist das ewige Leben vor Gottes Angesicht. In einem solchen Leben gibt es keine Ehe mehr: „Nach der Auferstehung werden die Menschen nicht mehr heiraten, sondern sein wie die Engel im Himmel“ (Mt 22,30). Die Wirklichkeit der Endzeit, das von Gott hereinbrechende Heil, überragt die Möglichkeiten dieser Welt; die Erlösungsordnung kennt darum neue Gesetze, die die Schöpfungsordnung überbieten. Das „Seid fruchtbar und vermehrt euch!“ von Gen 1,27 wird bereits überboten von der prophetischen Verheißung: „Nicht sage der Verschnittene: Ach, ich bin ein dürrer Baum! Denn so spricht der Herr: Den Verschnittenen, die meine Sabbate halten und erwählen, was mir wohlgefällt, und treu zu meinem Bund stehen, denen will ich in meinem Haus und in meinen Mauern Denkmal und Namen geben, besser als Söhne und Töchter, einen ewigen Namen gebe ich ihnen, der nicht ausgetilgt wird“ (Jes 56,3b–5). Was Gott bei Unfruchtbaren wie Sara oder Hanna vollbracht hat, erfüllt sich in der jungfräulichen Empfängnis Mariens. Im Kreis um Jesus wächst eine neue Familie heran, die nicht durch Zeugung von Nachkommenschaft wächst, sondern durch das Hören auf das Wort Gottes (vgl. Lk 11,28). Es sind die Kinder Gottes, die „nicht aus dem Blut, nicht aus dem Willen des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind“ (Joh 1,13). Damit verwandt ist das Motiv des Messias als des Bräutigams für das Gottesvolk, die Braut (vgl. Mt 9,15; 25,1–13; Lk 5,35; Joh 3,29). So wie Jesus keine Frau neben dieser leidenschaftlichen

³ Vgl. zum Folgenden Kurt Niederwimmer, *Askese und Mysterium. Über Ehe, Ehescheidung und Eheverzicht in den Anfängen des christlichen Glaubens* (FRLANT 113), Göttingen 1975; unter Berücksichtigung einiger neuerer Forschungen vgl. Ansgar Wucherpfennig, *Neutestamentliche Wurzeln des Zölibats*, in: *GuL* 85 (2012) 289–303.

Liebe zum Volk Gottes haben kann, so wird die Ungeteiltheit seiner Liebe zum Privileg der Kirche (vgl. etwa 2 Kor 11,2); auch die eheliche Liebe findet darin ihren Maßstab (vgl. Eph 5,25–27). Darum werden andererseits die Ehelosen um des Himmelreiches willen besonders unter den Gläubigen ausgezeichnet: „Sie sind es, die dem Lamm folgen, wohin es geht. Sie sind es, die aus den Menschen losgekauft sind als Erstlingsgabe für Gott und das Lamm“ (Offb 14, 4–5).

Zuerst spricht Christus in Mt 19 also eine heilige Provokation an die Eheleute aus: Treu zu sein, wie Gott es von ihnen verlangt, und darum gegen das Niedrige und Niederträchtige in sich selbst ein Leben lang anzukämpfen. Dann aber folgt die noch größere Provokation an diejenigen, welche die Berufung zu diesem ehelosen Leben haben: Schon jetzt wie die Engel zu leben und ganz auf Ehe und auf sexuelle Begegnung zu verzichten.⁴ Beides, Ehe und Ehelosigkeit, ist nur mit Gottes Hilfe lebbar: „Wer das erfassen kann, der erfasse es“ (Mt 19,12).⁵

Um die neutestamentlichen Aussagen zu Ehe und Ehelosigkeit sachgerecht interpretieren zu können, muss man einen gewaltigen kulturellen Sprung vollziehen. Beinahe alle Vorstellungen und Selbstverständlichkeiten der Gegenwart sind hier konterkariert. In der neueren Forschung war es vor allem Kurt Niederwimmer, der auf diesen hermeneutischen Graben hingewiesen hat: „Man kann die Tiefe der Differenz zwischen den diesbezüglichen Motiven der urchristlichen Zeit und den Motiven der Gegenwart (ganz gleich ob es ‚konservative‘ oder ‚progressive‘ sind) gar nicht stark genug herausstreichen.“⁶ Im Laufe seiner Untersuchungen sei Niederwimmer zu dem Ergebnis gekommen, „daß ich der asketischen Motivation von Anfang an einen weit größeren Geltungsraum innerhalb der urchristlichen Überlieferung zusprechen muß, als das sonst zu geschehen pflegt. Die herkömmliche Auffassung, derzufolge die asketischen Motive erst nachträg-

⁴ Diese Provokation ist eschatologisch motiviert. Nach Jes 56,3–5 wird gerade den Eunuchen die Aufnahme in die Kultgemeinde, ja eine besondere Ehre und ein von Gott gestiftetes Andenken verheißen. Dies klang für jüdische Ohren (ebenso wie für heidnische!) in hohem Maße „als etwas ganz Ungeheuerliches“ (Niederwimmer, Askese [Anm. 3], 55).

⁵ Auffällig im neutestamentlichen Befund ist die Beobachtung, dass die Provokation Ehelosigkeit *pari passu* mit der Provokation Ehe in Treue und Reinheit einhergeht. Die Hörer der Verkündigung Jesu ebenso wie der Apostel haben sicherlich die enorme Herausforderung der neuen, eschatologischen Lebensweise in beidem wahrgenommen. Und in der Tat kann man bis heute beobachten, dass die Gegnerschaft zum Zölibat in vielen Fällen auch eine Abschwächung der christlichen Ehelehre nach sich zieht, also etwa in Fragen von Scheidung, Wiederheirat und ehelicher Keuschheit.

⁶ Niederwimmer, Askese (Anm. 3), 9.

lich (und natürlich von ‚außen‘) in die christliche Tradition eingeflossen seien, halte ich für falsch. Meiner Meinung nach ist das Bild ein anderes, die herkömmliche Auffassung ist geradezu in ihr Gegenteil zu verkehren: der asketische Enthusiasmus (freilich aus verschiedenen Motiven gespeist) steht am Anfang, und der Kompromiß mit dem Möglichen, Zuträglichen und Zumutbaren am Ende der Entwicklung der christliche Anfänge.⁷ Der Ausgangspunkt einer ausgesprochenen christlichen „Sexualaskese“ finde sich am ehesten im nachbiblischen Judentum heterodoxer Gruppen, wo „die chasidische Bewegung der nachmakkabäischen Zeit eine starke Radikalisierung des Gebotes kultischer und sittlicher Reinheit“ entwickelt.⁸ Bei Jesus selbst ist die Sexualethik von einer eschatologischen Radikalität geprägt. Sie fordert Unauflöslichkeit der Ehe in ihrer ursprünglichen Reinheit (vgl. Mt 19,3–9; 5,32–33) und die Freiheit selbst vom begehrliehen Blick (vgl. Mt 5,27–28), sie entwirft eine neue Lebensform, die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen (vgl. Mt 19,10–12), und lebt sie selbst vor⁹; zum anderen führt sie aber auch zu einer großen Nähe zu den Sündern, denn auch sexuelles Vergehen ist in die Notwendigkeit und die Möglichkeit der Umkehr eingeschlossen.¹⁰ Das frühe Christentum war von diesen Lehren und dem Beispiel Jesu tief geprägt. In der hellenistischen Heidenmission konnte sich seine Sexualaskese noch mit der Vorstellung verbinden, dass die Unzucht (*porneia*) „deutlich den Primat“ erhielt und als „die Sünde der Heiden“ galt; „die Ablegung *dieser* Sünde ist *die* Tat, die dem Getauften zugemutet wird und die von ihm gefordert werden muß“.¹¹ So kam es sogar zur Frage, „ob die Taufe (als Übernahme der entweltlichten Existenz) nicht eo ipso auch den Sexualverzicht fordert. Diese Frage ist (wie unsere Untersuchung ergeben hat) weit häufiger bejaht worden, als es die jetzt im Kanon stehenden Texte zunächst vermuten lassen. [...] Der Sexualverzicht konnte dabei in verschiedenen Formen in Erscheinung treten (Eheverzicht

⁷ Niederwimmer, Askese (Anm. 3), 10.

⁸ Niederwimmer, Askese (Anm. 3), 220.

⁹ „Die Ehelosigkeit Jesu gehört zu den wenigen sicheren Elementen der Überlieferung. Sie kann nicht als *quantité négligable* abgetan werden, und darf selbstverständlich auch nicht irgendwie biographistisch gedeutet werden. Freiwillige Ehelosigkeit ist jedenfalls *gegen* die jüdische Sitte, ein Verstoß gegen das Herkommen, jedenfalls ein auffälliges Verhalten. Im Falle Jesu ist es um so auffälliger, als er ja nicht als zölibatäres Mitglied einer Gruppe außerhalb des Volkes lebte (Quamran?), sondern inmitten des Volkes. Vielleicht darf man an die Herkunft Jesu aus *Täufer*-Kreisen erinnern: aber eine zureichende Motivation böte auch dies nicht. Für die weitere Entwicklung ist die Ehelosigkeit Jesu von Bedeutung gewesen“ (Niederwimmer, Askese [Anm. 3], 40).

¹⁰ Vgl. Niederwimmer, Askese (Anm. 3), 12–41.

¹¹ Niederwimmer, Askese (Anm. 3), 67–68.

der Getauften; partielle oder dauernde Kontinenz innerhalb der Ehe; geistliche Verlöbnisse).“¹² Es ist selbstverständlich, dass in diesem Panorama eines durchgängig streng asketischen Anfangs des Christentums sich die Frage nach der Möglichkeit und Wirklichkeit eines apostolischen Ursprungs des Zölibates der Amtsträger anders stellt. Leider ist ein beträchtlicher Teil der jüngeren Zölibatsforschung auch im Katholizismus genau von dieser irrigen Auffassung ausgegangen, wonach erst im Lauf der ersten Jahrhunderte von außen enkratitische, sexual- und ehfeindliche Vorstellungen in das Christentum eingedrungen seien und dadurch den Anstoß zu einer allmählichen Durchsetzung des Zölibates vor allem in der Westkirche gegeben habe. Für den Katholizismus wirkt insbesondere das vehement vorgetragene Verdikt Franz Xaver Funks gegen den Orientalisten Gustav Bickell nach, der aus seiner Kenntnis syrischer Quellen für die Apostolizität des Zölibates argumentierte.¹³

¹² Niederwimmer, *Askese* (Anm. 3), 222.

¹³ Vgl. Franz X. Funk, *Cölibat und Priesterehe im christlichen Altertum*, in: ders., *Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen* 1, Paderborn 1897, 121–155; ders., *Der Cölibat keine apostolische Anordnung*, in: *TThQ* 61 (1879) 208–247; ders., *Der Cölibat noch lange keine apostolische Anordnung*, in: *TThQ* 62 (1880) 202–221; ders., *Cölibat*, in: *Real-Encyclopädie der christlichen Alterthümer* 1 (1880), 304–307; Gustav Bickell, *Der Cölibat eine apostolische Anordnung*, in: *ZkTh* 2 (1878) 26–64; ders., *Der Cölibat dennoch eine apostolische Anordnung*, in: *ZkTh* 3 (1879) 792–799. Die Kontroverse ist ausführlich dargestellt bei Christian Cochini, *Apostolic Origins of Priestly Celibacy. With a Preface of Father Alfons M. Stickler*, San Francisco 1990, 32–36 (orig. franz.: *Origines apostoliques du célibat sacerdotal* [Le Sycomore. Horizon 7], Paris 1981). Die Position Funks wurde weitgehend auch in der französischsprachigen Forschung übernommen, so bei Florent-Elphège Vacandard, *Célibat ecclésiastique*, in: *DThC* 2 (1932) 2068–2088; ders., *Les origines du célibat ecclésiastique*, in: *Etudes de critique et d'histoire religieuse*, Paris 1913, 71–120; Henri Leclercq, *La législation conciliaire relative au célibat ecclésiastique*, in: Charles Joseph Hefele / Henri Leclercq, *Histoire des conciles d'après les documents originaux*. II, 2. Appendice VI, 1321–1348, Paris 1908; ders., *Célibat*, in: *DAcL* 2, 2802–2832; Roger Gryson, *Dix ans de recherches sur les origines du célibat ecclésiastique. Réflexion sur les publications des années 1970–1979*, in: *RH* 11 (1980) 157–185; ders., *Les origines du célibat ecclésiastique du premier au septième siècle* (RSSR. H 2), Gembloux 1970; ders., *Sacerdoce et célibat. A propos d'un ouvrage récent*, in: *RHE* 67 (1972) 67–80; ders., *Aux origines du célibat ecclésiastique. La continence culturelle des clercs majeurs dans l'ancienne Eglise d'Occident*, in: Eligio Dekkers, *Corona gratiarum* (Miscellanea patristica, historica et liturgica II), Bruges 1975, 123–128. Die Voraussetzungen Funks bestimmen auch die ausgesprochenen Gegner der Zölibatsverpflichtung, so Georg Denzler, *Das Papsttum und der Amtszölibat*. 1. Die Zeit bis zur Reformation (Päpste und Papsttum 5/1),

Die Jünger Jesu und die ersten Gläubigen haben diese Provokation begerig aufgenommen. Jesus selbst hat die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen vorgelebt. Seine Jünger haben entweder ganz auf die Ehe verzichtet oder in einer schon bestehenden Ehe enthaltsam gelebt.¹⁴ „Wir haben alles verlassen“, sagt Petrus knapp und treffend, und damit sind auch ihre bisherigen Familien gemeint (Mk 10,28). Diese Aussage zeigt deutlich, dass er zwar verheiratet war, aber als Apostel doch seine Familie verlassen hat.¹⁵ Leuchtend ist das Beispiel der Muttergottes, die mit Josef jungfräulich

Stuttgart 1973; ders., Zur Geschichte des Zölibats. Ehe und Ehelosigkeit der Priester bis zur Einführung des Zölibatsgesetzes im Jahre 1139, in: StZ 183 (1969) 383–401; ders., Priesterehe und Priesterzölibat in historischer Sicht. Existenzprobleme des Priesters, in: Katholische Akademie in Bayern, Münchener Akademie-Schriften 50, München 1969, 13–52; Joachim S. Hohmann, Der Zölibat. Geschichte und Gegenwart eines umstrittenen Gesetzes. Mit einem Anhang wichtiger kirchlicher Quellentexte, Frankfurt a. M. u.a. 1993; Hans-Jürgen Vogels, Priester dürfen heiraten. Biblische, geschichtliche und rechtliche Gründe gegen den Pflichtzölibat, Bonn 1992; vgl. zur aus der Funkschen Position entstandenen *opinio communis* für die Begründung der lateinischen Zölibatsdisziplin Andreas Wollbold, Als Priester leben. Ein Leitfadens, Regensburg 2010, 229–232.

¹⁴ Dagegen wird häufig die Aussage des Paulus in 1 Kor 9,5 als Beweis für die Ehe des Petrus und der übrigen Apostel und Führer der jungen Kirche angeführt: „Haben wir keinen Anspruch darauf, eine gläubige Frau mitzunehmen, wie auch die übrigen Apostel und die Brüder des Herrn und Kephas?“ Doch auch hier ergibt eine genauere Prüfung einen anderen Befund: 1) 1 Kor 9,1–27 handelt vom freiwilligen Verzicht des Paulus auf das ihm zustehende Apostelrecht des materiellen Unterhalts und der Unterstützung durch die Gläubigen. Es geht also um Anrechte, Rechtsansprüche, Anteile und Lohn. In diesem Zusammenhang würde die Erwähnung der Ehe von Aposteln einen Fremdkörper darstellen. Nein, die Aussage wird gerade umgekehrt erst dadurch sinnvoll, dass die Apostel eben keine eigenen Ehefrauen auf ihren Reisen mitnahmen und stattdessen aus dem Kreis der Gläubigen Frauen zur Unterstützung mitnehmen durften; Ähnliches ist ja bereits vom Jüngerkreis Jesu bezeugt (vgl. Mt 27,55–56; Lk 8,1–3). 2) Der Ausdruck „eine gläubige Frau mitnehmen“ wirft textkritisch ebenso wie übersetzerisch einige Probleme auf („eine Frau als Schwester“, „eine Schwester als Frau“?). Doch auch davon abgesehen legt das Verb „periagein“ den Akzent auf die missionarische Reise und die dafür notwendigen Vorkehrungen; ein Recht auf Ehe liegt einem solchen Ausdruck völlig fern und ließe sich anders und einfacher ausdrücken.

¹⁵ Die für die Ehe des Petrus scheinbar so eindeutige Stelle von der Heilung seiner Schwiegermutter (Mk 1,29–31) wirft bei genauerem Hinsehen zwei Probleme auf. Zum einen ist hier vom „Haus des Simon und Andreas“ (Mk 1,29) die Rede. Inwiefern sind die beiden Brüder hier als Eigentümer genannt und nicht nur Petrus? Wenn es sich aber um den Wohnsitz der Familie des Petrus gehandelt

zusammenlebte. Markant ist die Existenz des hl. Paulus, der diese christliche Überzeugung der ersten Stunde in die klassischen Worte gekleidet hat: „Wer [...] heiratet, handelt richtig; doch wer [...] nicht heiratet, handelt besser“ (1 Kor 7,38). All das soll ein bloß menschliches, veränderbares Gesetz sein? So als habe es sich bei der Lebensweise Jesu und seiner Apostel nur um ein ein wenig skurriles Hobby gehandelt? Und so als könnte man sie aus der Ordnung der Kirche herauschneiden, wie wenn es sich dabei nur um die Anordnung der Riemchen an den Sandalen Jesu handele? Jesus verlangte von seinen Jüngern: „Folge mir nach!“, und nicht „Könntest du dir vorstellen, mir nachzufolgen?“

Nein, mit großer Selbstverständlichkeit forderte die frühe Kirche von Bischöfen, Priester und Diakonen, dass sie entweder unverheiratet blieben oder in der Ehe enthaltsam lebten. Nun ist in den Pastoralbriefen bei den Anforderungen an die Episkopen und Presbyter (1 Tim 3,1–7; Tit 1,6–7) und an die Diakone (1 Tim 3,8–13) u.a. von ihrem Hauswesen und ihrer Familie die Rede sowie davon, dass sie der „Mann nur einer Frau“ sein dürften (1 Tim 3,2.12; Tit 1,6). Davon hat man nicht selten die Heiratserlaubnis, ja bisweilen sogar ein Heiratsgebot für die kirchlichen Amtsträger abgeleitet. Selbst wenn das so wäre, wäre damit aber noch nichts über eine mögliche Enthaltbarkeit in der Ehe gesagt; dass diese zeitweise oder gar dauerhaft durchaus gängige Praxis auch bei den Gläubigen war, belegt etwa 1 Kor 7,5 (Paulus muss gegen den asketischen Enthusiasmus dieser Eheleute eigens einfügen, sie sollten es „nur eine Zeit lang“ tun!). Sollte etwa das „Mann nur einer Frau“ für eine solche Enthaltbarkeit in der Ehe einen Hinweis geben? Sicherlich sollte mit dieser Wendung nicht bloß ein Verbot der Polygamie ausgesprochen werden. Dass die Ehe nur eine Frau und nicht mehrere erlaubt, war aber für alle Christen (wie auch schon für Juden und auch das römische Recht der Zeit) mehr als selbstverständlich. Dies für Kleriker eigens hervorzuheben wäre geradezu lächerlich gewesen. Es kann sich also nur um das Verbot einer diachronen Bigamie handeln, also den Ausschluss einer Wiederheirat nach der Weihe, wenn ein Kleriker verwitwet war. Diese war bei Gläubigen nicht grundsätzlich ausgeschlos-

haben sollte, warum ist hier die Ehefrau mit keinem Wort erwähnt? Man mag antworten, sie spiele eben für den knappen Wunderbericht keine Rolle. Dann aber nimmt der Schluss der kurzen Perikope („Da wich das Fieber von ihr und sie sorgte für sie“ [Mk 1,31]) etwas skurrile Züge an: Jesus heilt eine Kranke, um sich von ihr bedienen zu lassen. Natürlich soll diese Aussage ihre vollständige und plötzliche Heilung unterstreichen. Aber die damaligen Hörer hätten gewiss diese seltsamen Nebentöne mitgehört, wenn sie nicht davon ausgehen konnten, dass die Schwiegermutter eben nicht ihre Tochter im Haus hatte, die die Gastgeberpflichten hätte wahrnehmen können. Insofern kann nicht ausgeschlossen werden, dass Petrus zu diesem Zeitpunkt eben bereits verwitwet war.

sen. Warum aber dann bei den Amtsträgern? Könnte dies nicht ein Anzeichen dafür sein, dass diese, wenn sie verheiratet waren, in ihren Ehen enthaltenam lebten? Denn dann wäre eine zweite Ehe nach ihrer Weihe tatsächlich ein Widersinn.¹⁶

Ein methodisches Problem der Zölibatsforschung im Neuen Testament ebenso wie in den ersten Jahrhunderten stellt die Tatsache dar, dass die Texte, wie gesehen, oft nur kurze Andeutungen bieten, die naturgemäß für sich genommen einen weiten Interpretationsspielraum lassen. Diese Lücke lässt sich aber schließen, wenn der mündlichen Tradition der gebührende Raum zuerkannt wird. Gerade in intensiven sozialen Gefügen wie den frühchristlichen Gemeinden muss man davon ausgehen, dass knappe Aussagen wie „Mann nur einer Frau“ bloße Chiffren der Erinnerung an geübte und mündlich besprochene Praxis sind. Man kennt das etwa von privaten Briefwechseln, die für Außenstehende oft nur schwer zu begreifen sind, weil Andeutungen und Codeworte nur für die Korrespondenten verständlich sind. In der Tat muss man mit Kurt Niederwimmer davon ausgehen, dass in den Fragen von Ehe und Eheverzicht die kanonischen Texte des Neuen Testaments „überhaupt kein historisch repräsentatives Bild der urchristlichen Entwicklung“ abgeben.¹⁷ Andererseits tradieren sich Anweisungen, die so tief in die Lebenspraxis von Menschen eingreifen, oft sehr nachhaltig, lange und über große räumliche Abstände hinweg. Darum sind die biblischen ebenso wie die patristischen Belege der Frühzeit in der Regel nur als Spitze des Eisbergs zu verstehen, der auf eine darunter verborgene, sehr viel umfangreichere mündliche Tradition verweist.¹⁸

Die Enthaltensamkeit der Kleriker geht also wohl tatsächlich bereits auf Christus und die Apostel zurück. Sie wurde in den ersten Jahrhunderten der Kirche grundsätzlich vorausgesetzt. Mehrere Synoden des 4. Jahrhun-

¹⁶ Die Problematik der Interpretation dieser Wendung zu ignorieren führt gelegentlich zu recht phantasievollen Auslegungen: „Ausgesagt wird hier vielmehr, daß der Presbyter seine Frau als einzige und mehr als alle andere lieben soll“ (Georg Denzler, *Die Geschichte des Zölibats*, Freiburg i. Br. 1992, 23).

¹⁷ Niederwimmer, *Askese* (Anm. 3), 222. Treffend weist Alfons M. Stickler, *Der Klerikerzölibat. Seine Entwicklungsgeschichte und seine theologischen Grundlagen*, Bobingen 2012, 15, im Anschluss an den Rechtshistoriker Hans Kelsen auf die Gefahr einer „Identifikation von Recht und Gesetz (ius und lex)“ hin. „Ius ist jede verpflichtende Rechtsnorm, ob nun nur mündlich oder gewohnheitsmäßig überliefert, oder schon schriftlich festgehalten, während Gesetz die geschriebene und legitim veröffentlichte Anordnung ist.“

¹⁸ Dies ist zu wenig berücksichtigt bei ansonsten verdienstvollen patristischen Untersuchungen wie der von Roger Gryson, *Les origines du célibat ecclésiastique du premier au septième siècle* (RSSH.H 2), Gembloux 1970; vgl. dagegen die wohl beste Monographie zu dieser Frage von Cochini, *Origines* (Anm. 3).

derts bestätigen diese alte Praxis und geben ihr eine rechtliche Form. So erklärten damals innerhalb weniger Jahrzehnte mehrere Synoden im gesamten römischen Reich den Zölibat für verpflichtend, so in Elvira (heute Granada) ca. 306, in Ankyra (314), in Neocaesarea (ca. 314–325), zwei Mal in Karthago (ca. 345–349 und 390), in Toledo (400) und Turin (401). Auch die römischen Päpste bekräftigen das Gebot, so Papst Siricius 385 und Innozenz I. 404. Eines fällt ausnahmslos auf: Sie führten dabei keine Neuerung ein, sondern unterstrichen nur eine jahrhundertealte Praxis gegen Lauheit und Kritik.

Nun wird gerne ein denkwürdiger Zwischenfall auf dem Konzil von Nizäa 325 für das Gegenteil angeführt. Da sei angeblich der greise und als Heiliger verehrte ägyptische Mönchsbischof Paphnutius aufgetreten und habe mahnend seine Stimme erhoben, den Klerikern keine so schweren Lasten aufzubürden.¹⁹ Die Episode ist so eindrucksvoll, dass kein Zölibatsgegner sie sich hat entgehen lassen. Sie hat nur leider einen Schönheitsfehler: Sie hat nie stattgefunden. Das Ganze ist eine theologische Legende des 5. Jahrhunderts, zudem noch von Irrlehrern erfunden.²⁰

Von Anfang an war also entweder der Enthaltensamkeitszölibat oder der eigentliche Ehelosigkeitszölibat in Übung. Das galt übrigens nicht nur für die Westkirche, sondern auch für die Ostkirche. Sie ist erst 691 von der gemeinsamen Disziplin abgerückt, indem sie ihren bereits verheirateten Priestern auch den Gebrauch der Ehe als eine Art Zugeständnis erlaubte.²¹ Bischöfe mussten aber weiterhin ehelos sein, so dass auch die Ostkirche grundsätzlich am Zölibat festhält. Natürlich wurde der Zölibat nicht in allen Jahrhunderten gleich gut eingehalten. Immer wieder brauchte die Kirche einen Ruck, um nicht im Sumpf der Unkeuschheit ihrer Priester zu versinken. Die gregorische Reform des 11. Jahrhunderts war ein solcher Ruck, das Konzil von Trient im 16. Jahrhundert ein zweiter, und es scheint, als hätten wir heute wieder einen solchen Ruck nötig.

¹⁹ Vgl. Stefan Heid, *Zölibat in der frühen Kirche. Die Anfänge einer Enthaltensamkeitspflicht für Kleriker in Ost und West*, Paderborn u.a. 1997, 13–14.

²⁰ Vgl. Friedhelm Winkelmann, *Paphnutios, der Bekenner und Bischof*, in: Peter Nagel (Hg.), *Probleme der koptischen Literatur (Wissenschaftliche Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1)*, Halle 1968, 145–153.

²¹ Vgl. Roman M. T. Cholij, *Married clergy and ecclesiastical continence in light of the council in Trullo (691)*, Leominster 1989; Thomas MacGovern, *Der Zölibat in der Ostkirche*, in: *FoKTh 14* (1998) 99–123; Josepho Papp-Szilagyi, *Enchiridion Juris Ecclesiae Orientalis catholicae*, Magno-Varidini ²1880.

3. Keine verweltlichte Kirche, sondern der Immunverstärker des Glaubens

Es ist eigenartig: Die Protestanten hatten zu allen Zeiten gut ausgebildete Pfarrer. Das evangelische Pfarrhaus galt als Muster der bürgerlichen Familie. Selten gab es größere Skandale. Und doch konnte diese gute Ausgangslage es nicht verhindern, dass das Erscheinungsbild des Protestantismus mancherorts doch recht stark von Anpassung an den Zeitgeist geprägt ist. Natürlich gab es immer auch tapfere evangelische Bekenner des Evangeliums, aber es ist bezeichnend, dass dies Einzelne waren, die gegen den Strom schwammen. Hier kann man fragen: Ist die Ursache für diese Verweltlichung nicht auch wesentlich im Verlust des Zölibates zu suchen²²? Und umgekehrt: Konnte die katholische Kirche nicht gerade mit Hilfe des ehelosen Klerus durch alle Stürme hindurch die Treue zum anvertrauten Glaubensgut bewahren? Es ist ja wohl kein Zufall, dass die letzten Jahrzehnte eine nie erlebte Selbstsäkularisierung der katholischen Kirche erleben mussten und dass in der gleichen Zeit auch die Forderung nach Abschaffung des Zölibates schon beinahe ein Allgemeingut geworden ist. Man kann es fast als eine Faustregel aufstellen: Wer den Zölibat ablehnt, will eine an die Welt angepasste Kirche. Das heißt bei uns: Er will, dass die Kirche ein religiöser Anbieter nach Art des öffentlichen Dienstes wird, der sich gesellschaftlich als nützlich erweist, ohne z.B. auch nur unmissverständlich zu allen Zehn Geboten zu stehen. Da ist es bezeichnend, dass man sich nur noch mit Globalisierungskritik und mit der Forderung nach Bewahrung der Schöpfung als prophetisch zu erweisen versucht. Und es ist auffällig, dass nicht wenige hauptamtlich bei der Kirche Beschäftigte genau dieses Kirchenbild eines religiösen Dienstleiters bevorzugen.

Anpassung an die Welt war stets die große Versuchung für die Kirche. Sie ist dagegen nicht von vornherein gefeit. Sie braucht Immunverstärker. Ein solcher Verstärker ist das Lehramt. Es ist ja keineswegs die oberste Meinungsbehörde, die jedes Jahr neue Richtlinien herausgeben darf. Es ist vielmehr gebunden an das Glaubensgut. Nur das, was immer und überall geglaubt wurde, darf es auch heute lehren. Ein ebenso wichtiger Immunverstärker aber ist der Zölibat. „Der Unverheiratete sorgt sich um die Sache des Herrn,“ diese Einsicht des Apostels Paulus (1 Kor 7,32) gilt immer. Ein Mann, der eine Familie gründet, hat eine dreifache Sehnsucht: Frau, Kinder und ein Haus. Sich für sie einzusetzen bestimmt sein Leben. Mit allen drei-

²² Vgl. August Franzen, Zölibat und Priesterehe in der Auseinandersetzung der Reformationszeit und der katholischen Reform des 16. Jahrhunderts (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 29), Münster 1970.

en schlägt er Wurzeln, verschafft er sich einen Platz in der Welt, erhält Anerkennung und Liebe und wird Teil dieser Welt. All das ist gut und im Sakrament der Ehe geheiligt. Aber für einen Priester, der allein das Himmelreich zu predigen hat, würde es doch ein großes Hindernis darstellen. Wie soll einer mit Paulus sagen: „Die Gestalt dieser Welt vergeht“ (1 Kor 7,31), wenn er gleichzeitig für seine Kinder und Kindeskinde ein Haus errichtet? Das erklärt, warum ein verheirateter Klerus sehr viel leichter dazu neigt, weltlich zu denken und die Provokation des Evangeliums zu relativieren. Noch einmal: Das geschieht nicht zwangsläufig so. Aber die Ehelosigkeit der Priester ist doch ein wirksamer Schutz davor, dass dies auf der ganzen Linie passiert und damit die Reinheit der Lehre selbst in Gefahr gerät.

4. Ja zu Himmelsstürmern: das größte geistliche Abenteuer der Kirche

Immer wieder haben einzelne Priester nicht entsprechend ihrem Gelübde der Ehelosigkeit und Enthaltbarkeit gelebt. Das ist bedauerlich. Doch gefährlicher noch als solche Verstöße gegen den Zölibat durch einzelne Priester ist seine grundsätzliche Infragestellung. Auch dafür ist ein Blick in die Kirchengeschichte lehrreich. Immer ging die Leugnung des Zölibates einher mit einer Verkürzung oder Verfälschung des Priesterbildes, des Glaubens und der Kirche. Letztlich stand immer eines dahinter, was in der Reformation am klarsten zu Tage tritt. Sie ging davon aus: Der Mensch kann sich nicht wirklich mit Hilfe der Gnade aufrichten und zum Himmel streben. Er bleibt ein Sünder und sonst nichts, und darum darf er sich keine Lebensweise herausnehmen, die nur vom Himmelreich her möglich ist. Auch kann dann ein Priester kein Mittler zwischen Mensch und Gott sein, sondern nur ein Prediger, der etwas verkündigt, was er doch selbst nie erreichen kann. Die Angriffe der Reformatoren auf den Zölibat und die Orden waren somit grundsätzlicher Natur. Sie meinten, der Mensch könne seine ungeordneten Leidenschaften gar nicht überwinden. Daran habe auch die Taufe nichts geändert. Darum sei jedes Enthaltbarkeitsgelübde nur Heuchelei. Dazu kam bald: Der Priester war für sie nur noch Prediger und Gemeindeleiter, aber nicht mehr Mittler zu Gott. Darum wollte man von ihm auch nicht mehr verlangen als von jedem Gläubigen. Man sieht, wie die Abschaffung von Zölibat und Orden auch schwerwiegende Irrtümer in der Lehre mit sich brachte.

Dagegen kann bereits 1528 das Konzil von Sens in einer ersten Reaktion auf die Reformatoren behaupten: „Wer immer entgegen den Beschlüssen der heiligen Konzilien und der Väter lehrt, dass Priester, Diakone oder

Subdiakone nicht an die Zölibatsvorschrift gebunden seien, oder ihnen die Freiheit zu heiraten einräumt, soll umstandslos sogleich zu den Häretikern gezählt werden.“²³ Und generell den Vorrang der Jungfräulichkeit erklärt das Konzil von Trient zum Glaubensgut: „Wenn jemand sagt, der Ehestand sei dem Stand der Jungfräulichkeit oder dem des Zölibats vorzuziehen, und es sei nicht besser und seliger, in Jungfräulichkeit oder Zölibat zu verharren, als zu heiraten, der sei im Bann.“²⁴

Ähnlich war es in der Neuzeit. Gerade im 19. Jahrhundert gab es immer neue Wellen von Zölibatskritiken.²⁵ Fast alle aber forderten zugleich eine Art Nationalkirche, die sich in einem Land einfach um die religiösen Bedürfnisse seiner Bürger kümmert. Da blieb natürlich von der Provokation des Himmelreiches nicht viel übrig. Das gilt auch für viele heutige Zölibatsfeinde. Ihr Bild vom Christentum ist meist sehr bürgerlich, eine Art von religiösem Weltverschönerungsverein. So ist es kein Zufall, dass die Stellungnahmen der letzten Jahre gegen den Zölibat fast immer auch eine Aufweichung der kirchlichen Lehre bezüglich homosexueller Beziehungen und ehelicher Treue vertreten.

So hängt das Sakrament der Weihe offensichtlich doch eng mit der ehelosen Lebensform zusammen. Es ist fast unmöglich, sich einen verheirateten katholischen Priester vorzustellen, ohne dass dabei auch das Priesterbild selbst deutlich verändert würde. Aus alledem lässt sich schließen: Die Ehelosigkeit des Weltpriesters gehört zum Herzblut der katholischen Kirche, sie ist eines der größten Geschenke des Herrn an sie, und keine Notlage kann so groß sein, dass man denkt, ihn aufgeben zu müssen. Das wäre wie der Hans im Glück, der seinen Klumpen reinen Goldes für immer nichtigere Dinge eintauscht, bis er schließlich einen bloßen Stein in den Händen hält – und den lässt er auch noch in einen Brunnen fallen. Kurz: Am Zölibat rührt man nicht.

5. Das kalkulierte Risiko mit den Priestern

Umso mehr gilt aber auch: Der Zölibat ist der zeitlose Prophet der Kirche. Über alles kann man sich betrügen, aber nicht darüber, wie viele Priesterberufungen es gibt und wie treu, gläubig und heilig die Priester leben. Be-

²³ Joseph de Guibert, Dokumente des Lehramtes zum geistlichen Leben. Übersetzt, aktualisiert und herausgegeben von Stephan Haering und Andreas Wollbold, Freiburg i. Br. 2012, Nr. 341.

²⁴ Guibert, Dokumente (Anm. 23), Nr. 393 (24. Sitzung, Lehre über das Ehesakrament [11.11.1563], Can. 10).

²⁵ Vgl. Winfried Leinweber, Der Streit um den Zölibat im 19. Jahrhundert (MBTh 44), Münster 1978.

rufungen und Priesterleben sind unbestechliche Seismographen. An ihnen kann man ablesen, wie gut es um die Kirche steht. Der Zeiger dieses Messgerätes aber steht heute ganz im roten Bereich: Man kann noch so sehr die Aufbrüche der letzten Jahrzehnte loben, doch was den Gesamtzustand der Kirche angeht, sprechen die Zahl der Berufungen und die Probleme des priesterlichen Lebens zu deutlich eine andere Sprache. Doch man darf den Propheten nicht für seine Botschaft schlagen. Der Blick auf die Priester muss vielmehr Anlass zur Selbsterforschung aller Christen werden, vom Papst bis zum einfachen Gläubigen. Die Missbrauchskrise z.B. ist ja keineswegs nur ein Problem der Täter. Die ganze Kirche muss sich fragen: Wie konnte es dazu kommen? Inwiefern sind Klarheit und Ernst der priesterlichen Lebensweise ebenso wie der kirchlichen Morallehre aufgeweicht worden? Wie eindeutig wurden die Prinzipien eines keuschen, ehelosen Lebens und Formen seiner Verwirklichung in der Ausbildung vorgestellt? In welchem Ausmaß hat die Öffnung für die Welt fatalerweise auch dazu geführt, dass sich gewisse Formen heutiger Permissivität auch in den Köpfen einzelner Geistlicher einen Platz erobern konnten? Der hochaffektive Bereich der Sexualität braucht mehr als viele andere Lebensbereiche das „Wehret den Anfängen!“, den klaren Entschluss, ja das kompromisslose Tabu. Sonst gerät ein Mensch (auch fortgeschrittenen Alters!) in bestimmten Situationen in eine emotionale Dynamik, die die Klarheit des Geistes überlagert und ihn zu eindeutigen Grenzüberschreitungen führt.

Doch auch abseits der Missbrauchsfälle zeigt der Seismograph Priestertum heftige Erschütterungen an. In den vierzig Jahren zwischen 1964 und 2004 haben weltweit fast 70.000 Priester ihr Amt aufgegeben, durchschnittlich im 13. Jahr nach der Weihe.²⁶ Fast immer ging eine Zölibatskrise voraus. Fast immer aber war diese Krise wiederum nur der Ausdruck anderer Probleme: Alkoholabhängigkeit, Doppelleben, *burn-out*, mangelnde gefühlsmäßige Stabilität, aber manchmal auch Glaubenskrisen, Konflikten mit den Vorgesetzten oder Problemen mit dem Lehramt, Depressionen oder schwere Charakterfehler. Und dann gibt es noch die Priester, die zwar im Amt bleiben, die aber resigniert haben oder die Liebschaften schönreden mit der Formulierung: „Ich habe einen eigenen Weg gefunden, den ich selbst verantworten kann.“²⁷ Nicht wenige dieser Fälle mögen dadurch ausgelöst oder verschärft worden sein, dass Priester seit Jahrzehnten den Eindruck haben: Ihr Zölibat ist in der Kirche nicht mehr geschätzt und ge-

²⁶ Vgl. Gianpaolo Salvini, Preti che „abbandonano“, preti che „ritornano“, in: *La Civiltà Cattolica* 3764 (20–07) II, 148–155, hier 149.

²⁷ Paul Michael Zulehner, *Priester im Modernisierungsstress*. Forschungsbericht der Studie PRIESTER 2000. Erarbeitet im Ludwig-Boltzmann-Institut für Werteforschung (Religion und Solidarität) in Wien, Ostfildern 2001, 306.

liebt. Im besten Fall trifft er auf Gleichgültigkeit, ansonsten sogar auf Verachtung und Verleumdung. Wie sollen das die Priester auf Dauer durchhalten?

Kurz, die Zukunft von Glauben und Kirche hängt davon ab, dass Priester wieder überzeugt und gerne ehelos leben. Gewiss, der Zölibat bildete zu jeder Zeit ein „Zeichen des Widerspruchs“ (Lk 2,34). Er kann und will nicht den raschen Applaus, das allgemeine Wohlwollen. Aber eines lässt sich sicher sagen: Endlose Zölibatsdiskussionen sind nichts als das Sturmreif-Schießen einer Stadt. Dagegen kann man sich nur wehren durch einen klaren Kopf und einen entschiedenen Willen, nichts davon in die Stadt selbst eindringen zu lassen.

Den Kindern in den Schulen der sozialistischen Länder wurde gerne ein Gleichnis erzählt: „In einem Wald standen viele Bäume nebeneinander. Keiner war niedriger, keiner war höher als der andere. Alle waren ganz gleich. Nur ein Baum wagte es, höher hinaus zu wachsen. Da kam ein Sturm, er zerrte an seinem Wipfel, und schließlich brach er ihn ab. So geht es denen, die nicht sein wollen wie die anderen.“ Das ist die Stimme der Welt ohne Gott und ohne Himmel. Niemand darf emporstreben, niemand darf es wagen, voranzugehen und sich besonders auszuzeichnen. In einer Welt ohne Gott stellt darum der Zölibat eine unglaubliche Provokation dar, und sie wird all ihre Klugheit und all ihr Gift aufbringen, den Zölibat zu Fall zu bringen: „Die sind doch auch nicht besser. Alles nur Heuchler!“ Wo dagegen der Glaube an Gott blüht, da ist das Streben nach oben wie selbstverständlich. Da nimmt man dankbar an, dass Einzelne die Berufung haben, ehelos um des Himmelreiches willen zu leben. Sie sollen sich darin auszeichnen, um allen ein Zeichen in Richtung Himmel zu geben.²⁸ Darum wird die katholische Kirche auch nicht auf den Zölibat der Weltpriester verzichten, solange sie noch an den Himmel glaubt.

²⁸ „Jene, die sich jeweils mehr ergreifen lassen und auszeichnen wollen (affectar y señalar) in ungeteiltem Dienst ihres Ewigen Königs und Allbeherrschenden Herrn, werden nicht nur ihre Person zu den Mühen anbieten, sondern darüber hinaus gegen ihre eigene Sinnlichkeit und gegen ihre fleischliche und weltliche Liebe angehen und so Angebote von jeweils höherer Wertschätzung und größerer Bedeutung machen [...]“, so lässt der hl. Ignatius von Loyola darum an entscheidender Stelle seiner Geistlichen Übungen den Exerzitanten sprechen, im „Ruf des irdischen Königs“ (Ignatius von Loyola, Die Exerzitien. Ins Deutsche übersetzt von Hans Urs von Balthasar, Einsiedeln 1956, 32–33, [=Nr. 91–98, hier 97]).